

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 140.

Montag, 20. Juni

1927.

(30. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grupe-Vörcher.

„Was gibt's?“ fragte Martens den alten Diener, der an der Tür der Kutscherstube auf ihn wartete. „Hast du mir noch etwas zu sagen?“

„Was soll mit der Nestizin geschehen, Sennor? Wollt Ihr sie sehen?“

Auf den Fußspitzen folgte ihm Kurt Martens über den rotgepflasterten Vorraum durch einen Gang in ein kleines Zimmer. Es war dunkel; jetzt, da die Tür sich öffnete, fiel ein schwacher Lichtschein vom Lämpchen auf dem Vorplatze in einem Streifen herein. Auf Matten lag in einer Ecke die junge Nestizin. Sie rührte sich nicht, denn sie lag im tiefsten Schlafe. Selbst jetzt beim Geräusch der sich leise öffnenden Tür machte sie nicht die geringste Bewegung.

Der frisch gegorene Palmenjast hatte sie in tiefsten Schlaf gelullt. Der alte Diener, der die Gepflogenheiten der vornehmen Nestizinnen kannte, hatte ihr ein Kopfkissen aus Pappe in viereckiger Form unter den schön und kunstvoll frisierten Kopf geschoben. Da wurde die mühsame Frisur auch beim Schlafen geschont.

Martens sah sekundenlang auf die Schlafende herab. Ihre wunderschönen Züge von edler Gleichmäßigkeit traten jetzt in der Ruhe doppelt plastisch hervor. Aber es lag eine unendliche Traurigkeit in den jungen Zügen. Er wußte jetzt den Grund ihres Kummers, der ihr die Klarheit des Denkens raubte. Wenn Bodo Schürmann morgen früh zurückkehrte, war es gut, die junge Nestizin begegnete ihm nicht mehr hier.

„Sie muß heute nacht noch hierbleiben, Augustin, als unsere Geisel. Wenn nichts geschieht, kannst du sie morgen früh in ihr Haus zurückbringen. Aber bis dahin laß sie nicht aus den Augen.“

Der Alte nickte. Ein Befehl von Sennor Martens war ihm ernsthafter, als einer von Bodo, der alle Augenblicke seine Anordnungen und Entschlüsse änderte. Trinidad Tajan schlief vorläufig noch fest. Deswegen machte er sich im Nebenraum ein Lager zurecht. Von hier aus konnte er das geringste Geräusch hören.

Der größte Teil der Dienerschaft hatte sich seit Stunden aus Neugierde und aus Spannung fortgeschlichen. — Anscheinend kehrten sie beim Morgengrauen zurück; denn Augustin erwachte dadurch, daß Schritte von nackten Füßen über den gepflasterten Hof draußen glitten und sich ins Kutscherhaus stahlen. Es dämmerte stark. Der Morgen stieg empor. Ehe der Alte sich schlaftrunken erhob und auf alles besinnen konnte, hörte er, wie nebenan eine Tür aufgerissen wurde und eine Männerstimme einen halbunterdrückten Schrei ausstieß. Im selben Augenblick schien auch die junge Nestizin erwacht zu sein, denn er vernahm nun ihre Stimme.

Der Alte richtete sich auf und lauschte regungslos. An der Männerstimme nebenan erkannte er den Diener Carlos. Der mochte sich gestern abend bereits fortgestohlen haben, als der Zwischenfall mit Trinidad sich ereignete. Deshalb wußte Carlos nichts davon, daß man Trinidad hierher brachte.

„Trinidad! Wie kommt Ihr hierher?“ hörte Augustin den jungen Burschen unter größtem Erstaunen

fragen. Ganz deutlich vernahm er auch den Schatten von Verlegenheit, der in dessen Stimme lag.

„Wie ich hierher komme?“ Es entstand eine Pause. Die Nestizin schien sich nur mühsam besinnen zu können. „Ich wartete auf deinen Herrn. Aber er kam nicht.“

Der Alte vernahm ein Geräusch, als wenn sie sich erhöbe. Ihre Finger glitten raschelnd und glättend über den schleppenden Seidenrock. Dann klapperten ihre kleinen, samtbestickten Pantoffeln einige Male kurz auf den Steinen. „Ich weiß nicht mehr genau, wie du heißt. Aber ich erkenne dich wieder. Du hast mir vor kurzem die Kassette gebracht. Du wolltest sie von meinem Bruder aufgehoben haben, aber du wolltest wiederkommen. Warum bist du nicht gekommen? Was ist mit der Kassette? Hole sie!“

Weiter kam sie nicht. Eine Hand preßte sich ihr plötzlich auf den Mund. „Schweige von der Sache!“ herrschte der Bursche sie an.

Da raffte der Alte sich auf. Im nächsten Augenblick erschien er in der Tür. Er sah den Diener fragend an. Der verbarg nur mühsam seinen Schreck. Aber er war ein gewiegter, frecher Kerl voll Waghalsigkeit.

So spielte der Diener auch jetzt schnell den Sicherer und sagte nur, im Ton ein Gemisch von geringschätzigem Bedauern und Spott, halblaut: „Gott, sie rebet Unsinn! Was faselst du nur zusammen, Trinidad?“

Der Alte ließ sich seinen Argwohn nicht merken. Man konnte diesem verschlagenen Burschen nur auf Umwegen beikommen. Irgendein Geheimnis lag vor, ein Geheimnis, das mit dem Aufstande nichts zu tun hatte. Carlos hätte ihm jetzt alles glatt abgeleugnet; aber klüger würde es sein, vorläufig den Arglosen zu spielen und dann die Nestizin noch unter der Hand auszufragen.

„Wo hast du die ganze Nacht gesteckt, Carlos?“ herrschte der Majordomus den jungen Diener an. „Wie kannst du es wagen, dich die ganze Nacht vom Hause zu entfernen, ohne um Erlaubnis — wenigstens bei mir — zu fragen?“

Der andere schwieg verstockt.

„Wenn ich dem Sennor das melde, wärest du wert, man schickte dich aus dem Dienst.“

Der Junge hob frech den Kopf.

„O, ich bekomme genug Dienste. In diesem Hause gefällt es mir überhaupt nicht mehr. Unter einem Majordomus, der einen tyrannisiert!“

Der Alte gab keine Antwort. Er wußte längst, daß dem Burschen sein wachjames Auge nicht behagte. Sein Verdacht verdichtete sich. Carlos suchte einen Vorwand, um hier aus dem Dienste unauffällig zu kommen, wahrscheinlich gerade, weil er sich irgend etwas hatte zuschulden kommen lassen.

„Geh an deine Arbeit“, schnauzte er Carlos an. „Man wird sehen, was man mit dir anfängt.“

Aber Carlos begab sich nur zum Scheine aus dem Kutscherhause. Er kehrte nach wenigen Schritten leise zurück und horchte, an die Wand gedrückt, durch ein offenstehendes Fenster auf das Gespräch zwischen dem Alten und Trinidad Tajan.

Sie sahen nur zuerst gar nicht darauf, bestimmen zu können, wie sie hierher geraten war. Dann, als Augustin es ihr erklärte, lehrte ihr Schmerz wieder.

„Ich will nach Hause zurück, schnell, ehe Sennor Schürmann kommt! Denn wenn er mich hier findet, wird er mich einstecken lassen — in ein Haus, in dem ich bewacht werde. Er hat es mir neulich schon angedroht! Ich muß nach Hause!“

Da teilte ihr Augustin die Vorgänge der Nacht mit. Sie war tief erschrocken.

„Heute nacht schon? O, man hat viel zu früh losgeschlagen. Erst in einigen Tagen sollte es sein. Es war sicher ein Irrtum. Wo ist mein Bruder?“ Und nach einer sekundenlangen Pause meinte sie entsetzt: „Wenn heute nacht Unruhen ausgebrochen sind, wird man nach meinem Bruder forschen! Die Spanier kommen zu uns ins Haus! Die spanischen Soldaten werden wieder Haussuchung bei uns halten und dann wird man auch die Kassette finden, die Carlos neulich brachte.“

„Was ist es mit der Kassette?“ schnitt er ihre angstvollen Klagen ab.

„Carlos brachte sie uns neulich ins Haus, als das Erdbeben war, als wir im Stadthaus wohnten. Es seien wichtige Papiere in ihr, die gegen die Spanier seien.“

Der Alte horchte gespannt. Dies alles kam ihm sonderbar vor. Seit wann beschäftigte sich dieser Bursche, der Carlos, mit der Herbeischaffung von politischen Papieren? Sichlich sah etwas anderes hinter dem allen! Bei der Verschlagenheit des Burschen war ihm alles zuzutrauen.

„Wo ist die Kassette? Noch bei euch im Stadthause?“

„Nein, zum Glück nicht! Wir nahmen alles Wichtige mit hier heraus, als wir vor einigen Tagen in unser Landhaus übersiedelten. Du weißt, die Behörden können meinem Bruder in seinem Stadthause viel eher auf die Finger sehen.“

„Und was wolltet ihr nun mit der Kassette?“

„Carlos sagte, wir müßten sie sorgfältig aufheben, bis er käme und mit meinem Bruder spräche. Aber er ist nicht gekommen. Wer weiß, was in der Kassette ist! Und nun wird sie uns womöglich in Schwierigkeiten bringen, wenn die Spanier kommen und unser Haus durchsuchen. Ich will gleich zu meinem Bruder!“

In Augustin verdichtete sich der Verdacht. Unerpöcklich fiel ihm der Diebstahl ein, den Sennor Martens unmittelbar nach dem Erdbeben festgestellt hatte. Ein Glied fügte sich sichtlich an der Kette zum anderen. Und Carlos hatte das schlechte Gewissen aus den Augen gesprochen, trotz seiner zur Schau getragenen Frechheit.

„Ich gehe mit dir, Trinidad, ich bringe dich nach Hause, und dann übergib mir die Kassette. Dann bringst sie euch keine Gefahr.“

Sie war es zufrieden. In ihrem Kopfe hämmerten die verschiedensten Gedanken, Pläne, Furcht und Fragen durcheinander. Die Ruhe des Alten tat ihr in dieser inneren Aufgeregtheit und Unklarheit wohl. Der vertraute sie sich an. Doch nach wenigen Augenblicken glitt der Alte mit einer Behendigkeit, die man seinen graubeißen Haaren kaum mehr zutraute, aus der Tür. Ein Schatten hatte ihm verraten, daß jemand draußen am Fenster lauschte. Seine Augen waren immer überall in wachsender Hut. Ein Lauscher. Wer hatte Interesse daran, sein Gespräch mit Trinidad zu belauschen?

Seine Vermutung bestätigte sich sofort. Carlos nahm Reißaus und lief um die Ecke des Kutscherhauses, in der Hoffnung, der Alte habe ihn im Gespräch mit der Nestizin nicht bemerkt. Aber im nächsten Augenblick schoß Augustin ebenfalls um die Ecke und sah dem jungen Burschen mit beiden Fäusten an der Gurgel.

„Was hast du mit der Kassette zu tun gehabt?“

Carlos ging die Luft aus. Es wurde ihm blutrot vor den Augen. Er wußte, der Alte war im Grunde gutmütig, aber wenn er in Zorn geriet, konnte er fürchterlich werden. Zum Teufel, er riskierte doch nicht sein Leben für diesen Baron. — Was ging es überhaupt ihn an, aus welchem Grunde der Baron in den Besitz dieser Kassette gelangen wollte! Ihm selbst war es ja nur um ein Stück Geld zu tun gewesen.

„Wirßt du gestehen?“ zischte ihn der Alte in maß-

loser Zeit an. „Ich werde dafür sorgen, daß du die Bastonnade bekommst und ins Gefängnis wanderst.“

Nur das nicht! „Der Baron!“ röchelte Carlos unter den Fäusten des Alten. „Der Baron!“

„Augustin!“ rief draußen eine bange Frauenstimme. Er richtete sich auf und sah sich um. Trinidad Tajan stand im Hofe, streckte ihm die Hände entgegen und flehte: „Bringe mich nach Hause! Ich fürchte mich!“

Augustin überlegte schnell. Den Anstifter hatte Carlos genannt; das war wichtig. Und die Hauptsache war ja, die junge Nestizin händigte ihm wirklich die Kassette ein. Dann konnte man weiteres feststellen. Auch war die Rückkehr Sennor Schürmanns jeden Augenblick möglich — und es war gut, wenn Trinidad dann wieder von hier fortgebracht war.

Zu Hause geriet Trinidad in die größte Bestürzung. Die beiden ihrem Bruder treu ergebenen und unbedingt verschwiegene Diener teilten ihr mit, daß ihr Bruder noch in der Nacht entflohen sei, als er Mitteilung von dem viel zu frühen Losschlagen seiner Stammesbrüder erhielt. Gerade er mußte sofort übersehen, daß durch diesen verhängnisvollen Irrtum die Sache in größte Gefahr geriet und der Aufstand wieder zu verpuffen drohte, weil noch nicht alles fertig war; und da man ihn der Teilnahme, ja sicher der Urheberchaft verdächtigen würde, war er noch in der Nacht entflohen, ins Innere der Insel. Niemand wußte wohin. Vielleicht in die schier undurchdringlichen Bergwälder am Fuß der Vulkangruppe!

Um so hastiger ging Trinidad mit den Dienern daran, was bei einer Hausdurchsuchung verdächtig werden konnte, zu vernichten, fortzuschaffen oder durch Eingraben im Garten zu verbergen. Was lag ihr an der Kassette? Sie war froh, als der alte Majordomus sie in Empfang nahm und sich mit ihr entfernte.

Augustin raffte noch ein Tuch von einem Tische, schlug es um das blanke, feste Ding und eilte mit ihm, es unterm Arme tragend, nach dem Hause seiner Herrschaft zurück. Als er die kleine Freitreppe hinauf wollte, begegnete ihm Diane, die Ausschau nach ihren Verwandten die Landstraße hinab hielt. Seine Hast, seine Erregung fielen ihr auf.

„Sennorita!“ Er winkte ihr ins Zimmer herein. „Sennorita, kennen Sie das Ding hier?“

Er löste das Tuch von der Stahlkassette. Sie sah ihn erstaunt an und verneinte. Woher er die Sache habe? Er schöpfte tief Atem. „Gehört die Kassette nicht Sennor Martens? Ich weiß nicht bestimmt, ob es diejenige ist, die ihm gestohlen wurde.“

„Augustin, wenn sie es wäre! Woher hast du sie?“

Der Alte sah sich um und spähte über den Gartenweg zu dem gegenüberliegenden kleineren Herrenhaus hinüber.

„Das beste ist, man fragt Sennor Martens selbst!“

„Er ist eben in die Stadt gefahren, um zu hören, wie es heute nacht im Stadthause zugegangen ist. Wir wissen ja nicht, wo Sennor Schürmann mit der Sennorin geblieben ist. Gib mir die Kassette zum Aufheben. Ich werde sie sorgsam verschließen, bis Sennor Martens wiederkommt. Dann kann er selber sehen —“

Fortsetzung folgt.

Auf der Brücke.

Über mir den Himmel und die Flut
Wandernd unter mir den Silberweg,
Halt ich träumend Rast auf schwankem Steg,
Wind und Wogen raunen durch mein Blut.

Wellen flattern, blank und graugetönt,
Wechseln Form und Farbe leichten Flugs;
Wellen aber, ungestümren Zugs,
Branden auf und brausen, schaumgekrönt.

Alles schwankt entgleitend um mich her,
Hält im Wirbel meinen Blick gebannt,
Und so fern dünkt mich das feste Land,
Als erreichte es mein Fuß nicht mehr.

Sankter Schmerz wird in der Seele wach,
Daß im Wehn und Strömen nichts besteht
Und dem Schicksal, das vorübergeht,
Hilflos tastet nur die Sehnsucht nach.

Der spitze Schatten!

Kriminalstizze von Otto Schwerin.

Als Kriminalrat Ebel, der Leiter der Fahndungsabteilung, unerwartet zu seinem Chef, dem Kriminaldirektor Dr. Neubauer, gerufen wurde, war er ein wenig ärgerlich, denn er grübelte gerade intensiv in den Akten des Falls Gufovius, jener sensationellen Mordgeschichte, die seit vierzehn Tagen die Öffentlichkeit nachhaltig beschäftigte, um nicht zu sagen beunruhigte. Trotz eifrigster Bemühung war die Kriminalpolizei weit davon entfernt, den Täter zu ermitteln — sie konnte noch nicht einmal die geringste Spur entdecken. Der Kriminalrat nahm auf Aufforderung seines Vorgesetzten Platz und schielte ein wenig neugierig, vielleicht aber auch etwas mißtrauisch, zu einem engbrüstigen, blassen Jüngling hinüber, der bescheiden in einer Ecke des Direktorzimmers saß und nervös an einer schwarzen Hornbrille mit starken kantigen Gläsern herumputzte.

„Sind Sie in Ihren Ermittlungen nach dem Mörder des Kommerzienrats Gufovius weitergekommen?“ fragte der Kriminaldirektor, und schob dem Leiter der Fahndungsabteilung eine Pappschachtel mit Zigaretten zu. Der Kriminalrat zuckte leicht mit der rechten Schulter.

„Ich muß zu meinem Bedauern zugeben, daß wir trotz größter Bemühungen noch genau so im Dunkeln tappen, wie heute vor acht Tagen, als uns der Mord gemeldet wurde. Meine Hypothese geht aus vielerlei Gründen — er warf erneut einen vorsichtigen Blick auf den Fremden, der langsam und bedächtig seine Brille aufgesetzt hatte — „aus Gründen, die ich hier weder ausführen will noch kann, dahin, daß kein Gelegenheitsverbrecher in Frage kommt, sondern, daß es ein Künstler war, der den tödlichen Dolchstoß geführt hat.“

„Sie haben, wenn ich nicht irre, auf heute abend eine umfassende Streife angelegt?“ fragte der Direktor. „Sie können, trotz der Anwesenheit jenes Herrn dort, es ist Herr Joseph Wendtland, offen und frei reden. Herr Wendtland glaubt einen Weg gefunden zu haben, der uns auf die Spur des Mörders führt.“

Kriminalrat Ebel musterte erneut den mit Wendtland bezeichneten Herrn. In seinem Blick lag Neugierde und Interesse, aber auch Zweifel, um nicht zu sagen, auch ein gewisses Mißtrauen.

„Glaubt Herr Wendtland, den Mörder wirklich zu kennen?“ fragte der Kriminalrat ein wenig spöttisch.

„Nein“, erwiderte der Angeredete schnell, und seine Stimme klang leise, wie aus weiter Ferne. „Aber ich habe das Gefühl, als sei der Mörder noch hier in unserer Halbmillionenstadt, ich ahne, daß er mir heute im Laufe des Tages oder des Abends irgendwo und irgendwann vor die Augen kommt. Es ist nichts als eine Ahnung, über deren Ursprung ich mit klaren Worten gar keine Rechenschaft geben kann. Gefühlsache, wenn wir so sagen wollen, sonst nichts.“

Der Kriminalrat legte ärgerlich seine Zigarette vor sich auf die Schreibtischkante und sah seinen Chef beinahe ein wenig mitteilend an. Dann wandte er sich an den jungen Mann: „Geschäfter Herr Wendtland“, sagte er, vielleicht ohne es zu wollen und gegen seine sonstige Art, etwas von oben herab, „Ihre Gefühle und Ahnungen in allen Ehren, aber mit Sentiments oder Visionen kann der praktische Kriminalist nichts anfangen. Kommen Sie mir mit einem wirklichen Verdacht, und mag er auf den ersten Blick noch so weit hergeholt sein, ich stehe zur Verfügung. Aber mit Ahnungen kann ich nichts anfangen.“

Der junge Mann ließ den Kriminalrat ruhig ausreden, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, zu widersprechen oder gar zu unterbrechen. Seine wasserblauen Augen starrten über den Kriminalbeamten hinweg ins Leere. Plötzlich riß er sich zusammen.

„Ich möchte Ihnen, Herr Rat, nur zwei wahre Geschichten erzählen dürfen. Sie sind ganz kurz, und ich muß Ihre kostbare Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Die Ausanwendung dieser Geschichten überlasse ich Ihrer Divinationsgabe, oder sagen wir einmal besser, Ihrem kriminalistischen Instinkt. Vor etwa zwei Jahren bestieg ich auf dem Mailänder Bahnhof den Schnellzug nach Zürich-Basel, um nach Deutschland zurückzufahren. Es war Hochsommer, das Eisenbahnabteil überfüllt, und die heiße Luft zum Schnelden drückte. Ich war müde und abgespannt, und nach der Zollrevision in Chiasso fiel ich in eine Art von Halbschlaf. Da hatte ich eine seltsame Vision. Ich sah beständige Balken, tragende und einstürzende Wände, splitterndes Glas und rote züngelnde Flammen. Ich hörte gellende, schrille Schreie, und als ich emporfuhr, war es um mich herum unheimliche schwarze Nacht. Was war geschehen? Nichts! Der Schnellzug passierte den Tunnel bei Mendrisio und die Deckenbeleuchtung funktionierte aus einem vielleicht ganz harmlosen Grunde nicht. Trotzdem, die Vision hatte mein ganzes Innerstes aufgerüttelt, und

einem unbekannten Zwange folgend, vertiefte ich in Zugang den Zug. Wenige Minuten später ereignete sich das furchtbare Eisenbahnunglück bei Bellinzona, das Sie werden sich des Vorfalls wohl noch erinnern, zahlreichen Menschen das Leben kostete. Ich fuhr mit dem nächsten Personenzug nach der nahen Hauptstadt des Kantons Tessin und sah mir die Zerstörung an. Der Wagen, in dem ich einige Stunden früher gesessen hatte, war eine formlose Masse von rauchenden Trümmern.“

Die drei im Zimmer anwesenden Herren schwiegen, der junge Mann fuhr nach einigen Minuten langsam in seiner müden, ein wenig verschleierten Stimme fort: „Ich kann Ihnen, meine Herren, mit einem zweiten Beispiel dienen, das Ihnen vielleicht beweist, wie sich Ahnungen im Leben mitunter verwirklichen. Mit einem gleichaltrigen Kollegen, ich bin 28 Jahre alt und im Beruf Schriftsteller, unternahm ich im vorigen Herbst eine Wanderung durch den Schwarzwald. Mein Kollege besaß eine, für seine Verhältnisse beträchtliche Barsumme, 600 oder 700 Mark, die er in einer Brieftasche aus Segeltuch mit sich führte. Wir wanderten durch eine Fessenschlucht in der Nähe von Bad Rippoldsau, als in einiger Entfernung ein lauter Ruf ertönte, dem eine starke Detonation unmittelbar folgte. Wir schrakten beide zusammen und mein Kollege glitt auf dem schlüpfrigen Waldboden aus und stürzte. Die tote Erde unter seiner rechten Hüfte färbte sich blutigrot. Betreten und für den Augenblick keines Wortes mächtig, starrte ich auf meinen Kollegen, der aber sofort wieder auf die Füße sprang und in die rechte Rocktasche griff. Dann warf er lachend einige Glascherben die Böschung hinab. Eine Flasche mit Himbeermost war beim Hinfallen zerbrochen, und die Ursache der Explosion klärte sich wenige Minuten später ebenfalls in durchaus harmloser Weise auf, als wir den Felsweg durch eine rote Föhne gesperzt sahen und wir von einem Arbeiter aufgefordert wurden, unsere Wanderung auf einem Nebenweg fortzusetzen, da einige hundert Meter weiter Gesteinsprellungen vorgenommen wurden. Ich konnte aber das Bild des am Boden liegenden Mannes nicht aus meinem Gedächtnis tilgen, und in Freudensstadt angekommen, schlug ich einen anderen Reisedweg ein. Zwei Tage später — die Stimme des Erzählers begann zu zittern, — „wurde mein Kollege in einem Waldweg, nördlich von Donaueschingen, von Forstarbeitern leblos, ermordet aufgefunden. Er hatte im Rücken, oberhalb der rechten Hüfte, eine Revolverkugel und war seiner sämtlichen Habseligkeiten beraubt.“

Der Erzähler schwieg, und der Kriminaldirektor spielte gedankenvoll mit einem Bleistift, das er von der Schreibtischplatte aufgenommen hatte. Auch der Kriminalrat war nachdenklich geworden und schien das Muster des billigen Fußbodenteppichs eingehend zu studieren.

„Sehr nett, Herr Wendtland“, sagte er schließlich. „Wirklich interessant, und — Sie haben wohl auch die Ermordung des Kommerzienrats Gufovius vorausgesehen?“ Die Worte klangen gesucht spöttisch, aber der Spott wirkte nicht ganz ernst.

„Nein, Herr Rat“, erwiderte Wendtland. „Aber gestern Nacht, ich hatte vielleicht ein wenig zu scharf getrunken und konnte einige Stunden lang keinen Schlaf finden, hatte ich eine sonderbare Vision. Ich sah deutlich vor mir ein mittelgroßes Zimmer mit einem Schreibtisch und einem Bücherregal und einem grünen Teppich. Auf dem Boden vor dem Schreibtisch lag ein älterer Mann mit weißem, kurzgeschnittenen Vollbart, ein zweiter Mann machte sich am Schreibtisch zu schaffen. Besonders in Erinnerung ist mir ein großes Bild, eine weibliche Person im Gesellschaftsfeld darstellend, das über dem Schreibtisch in einem breiten Goldrahmen hing.“

Die beiden Kriminalisten wechselten einen langen Blick. „Sind Sie schon einmal in der Wohnung des ermordeten Kommerzienrats Gufovius gewesen?“ fragte der Kriminalrat und sah den jungen Mann unter gesenkten Augenlidern scharf an.

„Nie im Leben, Herr Rat.“

„Selbst“, meinte der Kriminaldirektor kopfschüttelnd. „Herr Gufovius wurde in der Tat in seinem Herrenzimmer erstochen. Das Zimmer enthielt einen grünen Plüschteppich und über dem Schreibtisch hängt tatsächlich das lebensgroße Ölgemälde der vor drei Jahren verstorbenen Frau Gufovius.“

„Haben Sie das Gesicht jenes Mannes erkennen können“, warf der Kriminalrat ein. „Jenes zweiten Mannes, der im Zimmer war, und der sich am Schreibtisch zu schaffen machte?“

„Leider nein. Er zeigte mir den Rücken; ich glaube nur, mich erinnern zu können, daß er einen dunklen, grauen oder blauen, einfachen Anzug trug.“

Die beiden Kriminalisten sahen sich bedeutungsvoll an. Der Kriminalrat erhob sich, trat ans Fenster, und blickte auf die belebte Großstadtstraße hinab. Plötzlich drehte er sich brüsk um.

„Ich halte von dem sogenannten Okkultismus nichts“,

saute er entschieden. „Aber — wir können einen Versuch machen. Vielleicht begleitet uns Herr Wendtland heute abend, vielleicht —“ die Stimme des Kriminalrats nahm wieder einen etwas spöttischen Klang an, „vielleicht entdeckt er den Mörder, den wir seit einer Woche vergeblich suchen.“

„Der Fall interessiert mich, Herr Kollege“, erklärte der Direktor. „Ich werde die Streife selbst mitmachen, ohne aber irgendwie aktiv einzugreifen. Wir gehen nur zu dritt, Sie, ich und Kommissar Rehm, ferner werde ich fünf Beamte kommandieren, und zwar Leute der Inspektion C, die dem Berufsverbrechertum nicht so bekannt sind wie die Beamten der Kommissariate 1 bis 9. Wir verzichten auf jeden großen Apparat und beginnen mit einer Revision der „Berberge zur Heimat“.“

Und am Abend betrat ein Mann in einzelnen kleinen Gruppen den großen Aufenthaltsraum der „Berberge zur Heimat“. Wendtland hielt sich an der Seite des Kriminaldirektors. Er war still und in sich gekehrt. Der Aufenthalt währte nur wenige Minuten. Einzeln, unauffällig, wie sie gekommen waren, verließen die Polizisten den stillen, dumpfen Raum. Noch zwei andere Lokale, die als Verbrecherunterkunft polizeibekannt waren, wurden ergebnislos besucht. Wendtland wurde von Minute zu Minute erregter und laute nervös an einer erkalteten Zigarre, die ihm Schlaf im rechten Mundwinkel hing.

„Ihr Okkultismus scheint irgendwie ein Loch zu haben“, meinte Kriminalrat Ebel spöttisch. Wendtland suchte zusammen. Er antwortete nicht. Der Kriminaldirektor knöpfte den Überrock auf.

„Wir wollen noch in den „Blauen Drachen“ gehen und dann die Streife beenden“, sagte er etwas unwillig und verstimmt.

Der Weg war kurz. Er führte durch einige enge, schwach beleuchtete Altstadtgassen längs des großen, schwarzen und träge dahinfließenden Flusses. Vor einer Gastwirtschaft, deren beide Fenster ein schwaches Licht auf die nachdunkle Straße warfen, blieben die Kriminalisten wartend stehen, um die Beamten herankommen zu lassen. Der Kriminaldirektor öffnete die Tür.

In dem mächtig großen Raum war nur die Hälfte der Tische besetzt. Die Gäste, meist Männer, die den Stempel der Armut und Entbehrung, aber auch des Lasters und des Verbrechens auf den Gesichtern trugen, sahen stumpfsinnig und teilnahmslos vor ihren Bier- und Schnapsgläsern. Nur in einer Ecke, wo sich eine Stutzgesellschaft etabliert hatte, ging es etwas lauter zu; flüchtig flogen die schmutzigen Karten auf den nicht reinlichen Tisch, ab und zu von einem Ausruf, einem Fluch begleitet. Direktor Neubauer, Rat Ebel und Wendtland hatten an einem Tisch Platz genommen und Bier bestellt. Der Wirt musterte die ungewohnten Besucher neugierig. Auch einige Gäste blickten misstrauisch auf die Neuankömmlinge, kümmerten sich aber nicht weiter um sie. Die beiden Kriminalbeamten warfen verstohlene Blicke auf Wendtland, dessen tiefrige Augen in dem Raum umherirrten. Der junge Mann zitterte vor unterdrückter Erregung und den Kriminaldirektor beschlich ein leises Gefühl des Mitleids mit dem Seelenzustand seines Begleiters.

Plötzlich fuhr Wendtland zusammen. Seine Augen blinnten unter den geschlossenen Lidern auf und schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Der Schweiß perlte in kleinen Tropfen auf seiner geröteten Stirne und die Kriminalbeamten folgten der Richtung seiner Blicke. Wendtlands Hände fingerten nervös auf der schmierigen Tischplatte umher.

„Herr — Herr — Direktor“, stieß er leise hervor und deutete mit dem kleinen Finger auf einen unscheinbaren Mann in mittleren Jahren, der einen Napf mit Erbsensuppe auslöffelte.

„Um Gottes willen — was ist Ihnen?“ flüsterte der Direktor, von der Erregung des Mannes angefaßt. „Nehmen Sie sich zusammen.“

„Der — der — da drüben“, leuchtete er, „der — ist's — das ist der Mörder!“

Die beiden Beamten erhoben sich sofort und traten auf den Tisch des Näherbezeichneten zu. Dieser schob den Stuhl zurück und erblickte. Klirrend fiel der Löffel auf den Steinboden. Der Kriminalrat schlug unauffällig den Kopf auf der linken Seite zurück und ließ ein kleines Metallschild sehen.

„Kriminalpolizei“, sagte er. „Bitte, die Ausweispapiere.“

Der Mann sah den Beamten mit flackernden Blicken an. Der Kriminalrat wußte, daß er den Mörder in der Tat vor sich hatte, er konnte sich über das wie und warum auch später keine Aufklärung geben. Er fühlte es instinktiv. Der Verdächtige fingerte in den Taschen herum. Er schien kampfhaft eine Legitimation zu suchen, aber er fand keine. Zwei Kriminalbeamte waren unauffällig hinter den Mann

getreten. Der Kriminalrat legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich muß Sie festnehmen“, sagte er und sah dem Gegner scharf in die Augen. „Sie sind der Mörder des Kommersienrats Gufopius. Sie sind verhaftet.“

Zwei Stunden später hatte der Mörder ein volles Geständnis abgelegt. Er war bei einem Einbruch in der Villa Gufopius von dem Hausherrn überrascht worden und hatte im ersten Schrecken den tödlichen Stoß vollführt.

„Ich sah schräg, vielleicht zwanzig Schritt von dem Mörder entfernt“, erklärte Wendtland am folgenden Morgen. „Der Mörder hielt mit der Linken einen Steinautnapf und in der Rechten hatte er einen Blechlöffel. Und als er den leeren Löffel in den Napf senkte, erschien hinter ihm, an der weißgetünchten Wand, überlebensgroß und drohend sein Schattenbild, spit und scharf, und die niedergehende Hand mit dem Löffel wirkte wie eine Faust, die eine weiße Waffe nach unten stieß. Da fühlte, da wußte ich, der und kein anderer ist der Mörder.“

Welt u. Wissen

* Ein tragisches Erfinderschicksal. (Zum 100. Todestag Samuel Cromptons.) Die Stadt Bolton in England begeht jetzt durch große Festlichkeiten die 100jährige Wiederkehr des Todeslages ihres größten Sohnes, des Webers Samuel Crompton, der durch die Erfindung der sog. „Mule-Maschine“ die Baumwollspinnerei auf eine ganz neue Grundlage stellte und den hohen Aufschwung der englischen Textilindustrie begründete. Der Mann, der so vielen zu Reichtum und Wohlstand verholfen, war aber selbst ein armer Teufel, als er nach schwerem Lebenstamps am 26. Juni 1827 die Augen für immer schloß. In seinem Schicksal, das uns aus diesem Anlaß von Thomas Midgley zum erstenmal eingehend geschildert wird, offenbart sich die alte Erfindertagodie, die sich stets vollzieht, wenn dem genialen Neuschöpfer nicht zugleich eine tüchtige Geschäftsbegabung mitgegeben ist. Crompton gehörte zum Geschlecht der Bastler und Träumer, denen ein künstlerischer Zug eigen ist. Als „einen ganz stillen netten Burschen und einen vorzüglichen Geiger“ schilderten ihn seine Nachbarn, und er nahm lieber die Fiedel in die Hand, als daß er sich an den Webstuhl setzte. In dem Heim seiner Mutter, die eine Hausweberei hatte, er fand er mit den einfachsten Geräten seine Maschine, die die Vervollkommenung der sog. „Jenny“ von Hargreaves und der „Waterspinnmaschine“ Artwrights war, also ein Bastard aus diesen beiden Maschinen, und daher von ihm „Mule“ oder Maultesel genannt wurde. Das Geld, um diese Erfindung zu machen, verdiente er sich zum Teil dadurch, daß er in dem Orchester des Theaters von Bolton die Geige spielte. Es gelang ihm damit, einen Faden von größerer Feinheit und besserer Qualität zu gewinnen, als er bis dahin hervorgebracht worden war, und damit eröffnete sich für die englische Industrie die Möglichkeit, seine Muffelne herzustellen und überhaupt bessere Textilwaren zu liefern. Der Träumer Crompton selbst war nicht imstande, seine Erfindung geschäftlich auszubenten. Aber das seine Tuch, das er mit der Hand spann, erregte großes Aufsehen, und von allen Seiten, ja aus weiter Ferne kam man herbei, um die Wundermaschine zu betrachten, die so vorzügliche Gewebe lieferte. Er hat später selbst gesagt, daß er nur die Wahl gehabt habe, seine Maschine zu zerstören oder sie dem Handel zu überlassen. Er verkaufte seine Erfindung an einzelne Leute und hoffte, damit wenigstens 4000 Mark zu verdienen, aber dieser Verkauf brachte ihm im Ganzen nur 1450 Mark ein, und die einzelnen Beträge mußte er noch mühsam bei den Rutknechern seiner Erfindung einsammeln. Die ungeheure Ungerechtigkeits, die darin lag, daß der Spender so großen Segens im Elend blieb, rührte aber doch das Gewissen der Nation. Man veranstaltete 1803 eine Sammlung, die ihm die Summe von 8880 Mark brachte, und dann griff das Parlament ein und gewährte ihm 1812 eine Spende von 100 000 Mark. Trotzdem ist Crompton auf keinen armen Zweig gekommen. Nach den Forschungen Midgleys waren es seine verschwenderischen Söhne, die ihm alles Geld abnahmen. Er selbst fristete in den letzten Jahren sein Leben damit, daß er alte Maschinen ausbesserte, und in seinem letzten Notizbuch haben sich noch die Aufzeichnungen gefunden über die geringen Erträge, die ihm diese mühevollen Arbeit einbrachte. Sein Tod erfolgte nach dem Urteil des Arztes „durch ein allmähliches Zusammenbrechen ohne erkennbare Krankheit“, und alle seine Habe war nur 340 Mark wert, während die Schulden, die er hinterließ, viel beträchtlicher waren.